

ANDREA FREDIANI

ENDSTATION HOFFNUNG

IL BIBLIOTECARIO DI AUSCHWITZ

Aus dem Italienischen übersetzt von

Sandra Hubmann

Der umfassende Roman über den Holocaust

LESEPROBE

SALON *Literatur*VERLAG

1. Auflage März 2024

Copyright by SALON *Literatur*VERLAG

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form ohne Genehmigung des Verlags reproduziert, vervielfältigt oder verbreitet werden.

© 2020 Newton Compton editori s.r.l., Rome

Published in agreement with MalaTesta Lit. Ag., Milan

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Umschlaggestaltung: Fa-Ro Marketing

Bildrechte: Gettyimages

Druck und Bindung:

Nordmann Printing House, Israel

Gesetzt mit Schriftschnitt Cambria

SALON *Literatur*VERLAG

Volkartstraße 2c

80634 München

www.SalonLiteraturVerlag.de

E-Mail: info@SALONLiteraturVERLAG.de

ISBN 978-3-947404-44-5

ANDREA FREDIANI

ENDSTATION HOFFNUNG

IL BIBLIOTECARIO DI AUSCHWITZ

Der umfassende Roman über den Holocaust

SALON *Literatur*VERLAG

INHALTSVERZEICHNIS

I. LEB WOHL, DU TRAUTES HEIM!	9
II. IM VIEHWAGGON	19
III. ENDSTATION AUSCHWITZ-BIRKENAU	31
IV. VOM MENSCHEN ZUR NUMMER	
V. EINE RETTENDE HAND?	
VI. SONDERKOMMANDO	
VII. ZEUGE ODER KOMPLIZE?	
VIII. DIE TODGEWEIHTEN	
IX. DER NACKTE WAHNSINN	
X. DIE MACHT DER VERZWEIFLUNG	
XI. DEM LEBEN WIEDERGEGEBEN	
XII. EINE BIBLIOTHEK FÜR AUSCHWITZ	
XIII. UNTERMENSCH UND BIBLIOTHEKAR	
XIV. KEIN FUNKEN LEBEN MEHR	
XV. KAMPF AUF VERLORENEM POSTEN?	
XVI. DARAN SIND DIE JUDEN SCHULD!	
XVII. ELEND UND WAHRHEIT	
XVIII. GNADENLOS	
XIX. FÜHRER BEFIEHL, WIR FOLGEN!	
XX. HELD ODER OPPORTUNIST?	
XXI. ERMORDUNG VON WEHRLOSEN	
XXII. HÄRTE GEGEN MITGEFÜHL	
XXIII. HERR ODER KNECHT?	
XXIV. IRRSINN UND BESESSENHEIT	
XXV. IM TOD VEREINT	
NACHWORT DES AUTORS	

Andrea Frediani (Autor) wurde 1963 in Rom geboren. Er gilt als einer der bekanntesten populärwissenschaftlichen Autoren für Geschichte in Italien und hat mit zahlreichen Fachzeitschriften zusammengearbeitet. Seine Webseite lautet www.andreafrediani.it. In Italien hat er bei Newton Compton über 60 Bücher veröffentlicht, darunter sowohl Romane als auch geschichtliche Sachbücher. Er hat mehr als eineinhalb Millionen Exemplare verkauft. Im Ausland gibt es in acht Ländern Übersetzungen seiner Werke.

Sandra Hubmann (Übersetzerin) wurde 1998 in Graz geboren. Sie studierte Übersetzen und Dolmetschen, wobei sie ihre Englisch- und Italienischkenntnisse durch längere Auslandsaufenthalte in Dublin und Rom vertiefte. Ihre Erkenntnisse zur Übersetzung der pronominalen Anrede veröffentlichte sie in der Fachzeitschrift *Lebende Sprachen*. Seit 2020 ist sie freiberuflich als Literaturübersetzerin tätig.

ENDSTATION HOFFNUNG

IL BIBLIOTECARIO DI AUSCHWITZ

I. LEB WOHL, DU TRAUTES HEIM!

DAS GLÜCK STEHT MIR ZUR SEITE. Willenskraft und Entschlossenheit zwar ebenso, doch ohne die Gunst des Schicksals kann der Wille eines Menschen wenig ausrichten.

Ich habe viele Leute gesehen, denen das Schicksal die Gunst verwehrt hat, ihre Fähigkeiten unter Beweis zu stellen.

Nun, da ich zu schreiben beginne, erscheint mir jedes Wort unzulänglich für die Ereignisse, von denen ich erzählen werde. Jeder Satz klingt banal und oberflächlich; meine Dichtkunst erweist sich der Tragödie unwürdig, deren Teil ich gewesen bin, ja des Grauens unwürdig, das mich in der Erinnerung, im Herzen und im Geist ein Leben lang verfolgen wird; stets werden meine Beziehungen, mein Beruf und jeder Handgriff im Alltag überschattet werden von den Erfahrungen während des durchlittenen Kriegs, in dessen Wirren ich gestürzt bin. *Des durchlittenen Kriegs*, gewiss, nicht des Kriegs an der Front: Dort hat jeder Mann wenigstens eine Waffe, die ihm eine Möglichkeit zur Verteidigung bietet. In einem Vernichtungslager hingegen gibt es keine Waffen, abgesehen von Verstand und Skrupellosigkeit. Und auch diese können sich oft nicht behaupten gegen die Überzeugung deines Feindes, dass du ein Nichts bist, welches sich auf seinen bloßen Wunsch hin spurlos beseitigen lässt ... Ein Mensch kümmert sich nicht weiter um jemanden, den er nicht für ebenbürtig hält. Noch um dessen Gefühle, noch um dessen Geschichte. Er glaubt nicht einmal, dass der andere so etwas hat – Gefühle und eine Geschichte; ansonsten hätte er vielleicht nicht das Herz, ein menschliches Wesen mit derselben Gleichgültigkeit auszulöschen, mit der man einen Ameisenhaufen zertritt.

Und doch fühle ich das Bedürfnis zu schreiben und zu erzählen. Ich wäre Universitätsprofessor für Geschichte, wenn die Welt nicht in Brüche gegangen wäre. Dabei habe ich mir immer gewünscht, auch Schriftsteller zu sein. Jedoch war mir nichts in meiner Forschung und meinem Leben derart weltbewegend erschienen,

als dass es die Aufmerksamkeit eines Lesers mehr als wenige Seiten lang verdient hätte.

Selbst wenn meine Dichtkunst die Gewalt dieses Schreckens nicht eindrucksvoll genug wiederzugeben versteht, eines Schreckens, der mehr ist als der Krieg, mehr als ein Massaker an Zivilisten, mehr als der menschliche Geist zu fassen vermag, bleibt jetzt immerhin der Tatsachenbericht: Als Anfänger, der ich nun einmal bin, kann ich mich zumindest auf die den Fakten innewohnende Kraft verlassen. Und ich hoffe, dass der Leser zum Nachdenken angeregt wird, selbst wenn die Erzählung den beschriebenen Ereignissen nicht gerecht werden sollte oder mein Einfühlungsvermögen nicht ausreichen mag, um die Tragweite der entfesselten Emotionen in dieser Hölle zu erfassen, in die ich gestürzt bin.

Denn genau davon will ich erzählen. Von der wirklichen Hölle. Nicht von der ausgedachten, der von Dante und der christlichen Kirche erschaffenen Hölle, der mitunter belehrenden, in *Der göttlichen Komödie* sogar besungenen und der nicht zuletzt auch beruhigenden Hölle, da sie bekannterweise für jede begangene Sünde ein bestimmtes Schicksal vorsieht. Nein, die Hölle, in der ich gemeinsam mit Millionen anderer gelandet bin, kennt keine Beziehung zwischen Ursache und Wirkung. Der Bestrafung entspricht nicht zwangsläufig ein Verbrechen. Es gibt kein Recht, es gibt keine Gerechtigkeit, es gibt nur den Zufall. Du kannst leiden und sterben müssen, nur weil du geboren worden bist oder es dich in den falschen Bereich des Universums verschlagen hat.

Ich habe leben wollen. Um das Leben habe ich gekämpft, und manch einer könnte das als Schuld auslegen. Warum sollte das Leben eines Einzelnen so wichtig sein, dass es jede Tat rechtfertigt, mit der man sich weiter an dieses Leben klammert? So absurd und paradox es auch scheint, ist das Beladen mit einer Schuld, die uns gemäß der christlichen Lehre in Dantes Hölle schicken würde, oft der einzige Weg, die Hölle auf Erden zu überleben. Ausgerechnet wenn der Tod selbstverständlicher erscheint als das Dasein selbst, wird manchen bewusst, wie wertvoll das Leben ist. Sie sind zu allem

bereit, nur um es sich zu erhalten: Auch wenn sie dafür so werden müssen wie ihre Peiniger. Wie sie dann mit der Erinnerung an ihre Taten weiterleben können, vermag ich mir nicht vorzustellen. Das Schicksal hat mir die Versuchung erspart, mich zu verändern, um leben zu dürfen. Meine Willenskraft hat es mir ermöglicht, meinem Verbleiben in der Hölle einen Sinn zu geben.

Und mein Verstand hat mir die Möglichkeit geboten, eine Mission zu erfüllen.

AN JENEM MORGEN erwachte ich im Bewusstsein, dass es kein Tag wie jeder andere sein würde. In der Nacht hatte ich eine Entscheidung getroffen, die in jedem Fall dazu bestimmt war, mein Leben zu verändern.

Natürlich war seit der Besetzung Ungarns durch die Nazis kein Tag mehr normal gewesen. Vielleicht auch schon keiner mehr seit sich die Regierung zum Bündnis mit den Achsenmächten entschieden hatte, ganz vernarrt in die Möglichkeit, einen Nutzen aus der explosionsartigen deutschen Expansion zu ziehen und den Nachbarländern so manches Gebiet zu entreißen.

Nie war den Aasgeiern etwas teurer zu stehen gekommen. In Ungarn gab es über 800.000 Juden; und sehr bald war uns klar geworden, dass wir, genau wir, die wir uns auf ihre Seite gestellt hatten, ins Beuteschema der Nazis passten und ihre Gier am meisten erregten: ein gefundenes Fressen für Hitler und seine Kumpane, die es gar nicht erwarten konnten, uns in ihre Finger zu bekommen. Von Anfang an hatten sie Reichsverweser Admiral Horthy gedrängt, der jüdischen Gemeinschaft die gleichen Restriktionen aufzuerlegen wie in ihrem eigenen Land und den eroberten Gebieten. Nicht dass dies notwendig gewesen wäre: Schon vor dem Krieg waren die Juden in Ungarn durch eine antisemitische Gesetzgebung benachteiligt worden, sodass der Admiral nichts anderes getan hatte, als diesen Kurs fortzusetzen.

Dann jedoch hatte der Druck eine andere Dimension erreicht. Für die Nazis lief der Krieg nicht so, wie die ersten Erfolge hatten

hoffen lassen; mit der Zeit entstand ein immer dringenderer Bedarf an Arbeitskräften. Im nationalsozialistischen Europa wurden Zwangsarbeiter gebraucht; und für die Deutschen mit ihrem in Herren, Knechte und Parasiten unterteilten System verdiente es keiner so sehr wie der Jude, die Rolle des Sklaven zu übernehmen.

Nur dass die Juden für sie entgegen der offiziellen Verlautbarungen keine Knechte waren, sondern Parasiten. Und Parasiten gehören vertilgt, nicht versklavt.

An jenem Morgen war ich nicht in Form. Vor dem Aufstehen hatte ich mich lange im Bett herumgewälzt. Es war eine schlaflose Nacht gewesen, allerdings ist meine Erinnerung daran verschwommen: Schlaflose Nächte habe ich danach unendlich viele zugebracht, und das unter weitaus schlimmeren Bedingungen. Sicherlich werde ich alle Möglichkeiten abgewogen haben, ehe ich damals jenen Schritt wagte. Dennoch fiel es mir schwer, mich von den Laken zu trennen, die mich, so schweißdurchtränkt sie auch waren, in eine warme und beschützende Umarmung hüllten, fast so wie im Mutterleib. Vielleicht ahnte ich, dass ich ihnen noch lange nachtrauern würde.

Sobald ich auf den Beinen war, vernachlässigte ich keine meiner Gewohnheiten. Obwohl ich es eilig hatte, obwohl meine Gedanken anderem galten, zog ich mein Pyjamaoberteil aus und hängte es so über das Betthaupt, dass ich es faltenfrei wiederfinden würde. Dann ging ich ins Bad, um mir Gesicht und Achseln zu waschen, und genoss den wohligen Duft der Seife. Sorgfältig trocknete ich mich ab, wobei ich den etwas unangenehmen Geruch des Handtuchs bemerkte und mir dachte, dass es vielleicht an der Zeit wäre, es in die Wäsche zu geben. Gleich darauf nahm ich das Fläschchen mit dem Gesichtswasser und begann, meine Haut damit einzureiben. Lange und sanft massierte ich sie, fühlte unter meinen Fingerkuppen die borstigen Härchen, ließ mich von diesem Gefühl betören und versuchte, meinen Kopf freizubekommen; anschließend verteilte ich Rasierschaum auf Wangen und Kinn, ehe ich das Rasiermesser nahm, es mit heißem Wasser befeuchtete und es über meine Haut gleiten ließ.

Stets hatte mir gefallen, was mir da aus dem Spiegel entgegenblickte. Vor allem, nachdem mir bereits als Bürschlein bewusst geworden war, dass es auch den anderen gefiel – vor allem *dem weiblichen Teil* dieser anderen. Mein Vater pflegte zu sagen, dass bei mir irgendein alter mongolischer Einschlag stärker zum Vorschein kam als bei jedem anderen Mitglied unserer Familie. Meine dunklen, schmalen Augen asiatischer Herkunft werden von markanten Wangenknochen begrenzt und liegen in einem eleganten, wohlproportionierten Oval mit einem schmalen, aber nicht vorspringenden Kinn, mit großen, aber nicht monströsen Ohren, zarten, aber nicht eingefallenen Wangen, einer kerngesunden und kräftigen, dabei nicht zu dunklen Hautfarbe und breiten, vollen Lippen.

Ich habe wirklich keines der typischen körperlichen Merkmale eines Juden, und nicht einmal gläubig bin ich. Mich hätte die Verfolgung durch die Nazis und ihre Meute nicht getroffen, wäre da nicht meine Mutter gewesen ... oder das Unrecht, das mir mein Vater durch seine Heirat mit einer Jüdin unabsichtlich angetan hat. Auch die deutliche Hakennase meiner Mutter habe ich nicht geerbt, meine kommt von väterlicher Seite: Sie ist lang und spitz, ja derart ebenmäßig, dass man meinen könnte, ich hätte sie mir selbst gezeichnet und die Art gewählt, die am besten zu meinem Gesicht passt. Wie meine Mutter habe ich glänzende, pechschwarze und gewellte Haare, die ich mir von Jugend an vor allem über die Stirn wirr herabhängen ließ, mit einer Schmachlocke als Blickfänger für die Damen. Und von ihr habe ich auch die Größe, die für eine Frau äußerst ungewöhnlich ist: Meine Eltern waren eines jener seltenen Paare, bei denen die Frau größer ist als ihr Gefährte.

Meine breiten, kräftigen Schultern, eher die eines Athleten als die eines Professors, gehen hingegen auf meinen Vater zurück, der wirklich ein Athlet war. Auf sie bin ich genauso stolz wie auf meinen Verstand. Sie sind es, die mich gerettet haben, als ich meine erste Begegnung mit dem Tod hatte.

Auch an jenem Tag gefiel mir das, was ich da sah, obgleich die Sorge die zu einem Vierzigjährigen gehörenden kleinen Falten in meinem Gesicht deutlicher und stärker hervortreten ließ. Diese vereinzelt Anzeichen des Alterns, die meine Haut seit einiger Zeit durchzogen, verliehen meinem Gesicht mehr Tiefe und Lebendigkeit; eine Studentin, mit der ich in den ersten Kriegsjahren einmal zusammen erwacht war, hatte mir gesagt: „Wenn du nicht ein paar Falten hättest, würde man dich schlafenderweise für eine Statue halten, zu schön und perfekt für einen Menschen.“

Manchmal gab ich mich der Betrachtung meines Spiegelbilds hin, so auch damals, während das Wasser die letzten Schaumreste fortschwemmte und meine Hände die Wangen mit Rasierwasser benetzten, dessen berauschender Duft mich wohligh erschauern ließ. Noch immer erinnere ich mich an diesen Duft. Denn es war der letzte, den ich für lange, ja sehr lange Zeit riechen sollte.

Nun gab ich etwas Pomade auf meine Hände, strich und massierte sie mir ins Haar, bis es mir geschmeidig genug erschien, um es zu kämmen. Schließlich beendete ich das Frisieren und formte mit meinen Fingern eine Schmachlocke; dann wusch ich mir die Hände und kehrte in mein Schlafzimmer zurück, öffnete den Schrank und konzentrierte mich auf das Aussuchen der besten Kleidung. Gewöhnlich zeigten die Nazis und die Hakenkreuzler ein Minimum an Respekt gegenüber denjenigen, die sich gut präsentierten; und mein Aussehen half mir, nicht behelligt zu werden.

Außerdem gefiel es mir, mich gut zu kleiden.

Damals hatte ich eine große Kleidersammlung. Ich zog in Erwägung, einen schwarzen zweireihigen Nadelstreifenanzug mit breitem, spitzem Revers und Schulterpolstern anzuziehen, der um die Taille enganliegend war. Sechs Jahre zuvor hatte ich ihn im italienischen Fiume gekauft, wo ich gelehrt hatte; bald darauf hatten die kriegsbedingten Weisungen die Textilindustrie gezwungen, das Verschwenden von Stoff zu vermeiden und stattdessen einfachere Kleidung herzustellen. Zum Anzug hätte ein weißes Hemd mit klassisch geschnittenen Ärmeln, Doppelmanschetten und einem

kleinen, nicht gestärkten Spitzkragen gepasst: ein Hemd aus sehr feinem Batist, den ich der mittlerweile gängigeren Baumwolle vorzog, obwohl er als Stoff für Frauen galt. Zur Vollendung des Ganzen ein weicher Filzhut am Kopf, frisch polierte englische Kalbslederschuhe im Oxfordschnitt mit Lochverzierungen an den Spitzen und eine preußischblaue Krawatte; nicht zu vergessen auch das Einstecktuch aus Seide in der Brusttasche und ein schwarzer Ledergürtel mit Messingschnalle. Den Überzieher aus Kamelhaar, den ich zu wichtigen Anlässen sonst anzuziehen pflegte, verwarf ich hingegen sofort: Es war Juni, und ich hätte riskiert, entweder zu schwitzen oder ihn immer über den Unterarm gehängt zu tragen. Besser ein Trenchcoat, sagte ich mir: Auch damit würde ich einen guten Eindruck machen.

Schließlich ging ich ja zu einem Fest. Es waren keine Zeiten, um zu feiern; dennoch hatten meine Eltern jedes Recht, ihre goldene Hochzeit würdevoll zu begehen.

Und der einzige ihnen verbliebene Sohn konnte dabei nicht fehlen – ungeachtet sämtlicher Bestimmungen, die den Juden aus Budapest das Verlassen der Hauptstadt verboten, und ungeachtet der immer beharrlicheren Gerüchte über die Deportation aller außerhalb wohnenden Juden.

Am Ende traf ich eine schlichtere Wahl. Auch weil ich mir nicht sicher war, ob es mir gelingen würde, bald in die Stadt zurückzukehren, und ich etwas Bequemes brauchte. Statt des Nadelstreifenanzugs wählte ich daher eine Kombination aus kariertem Tweedjackett und heller Hose, wenngleich auch diese mit Bundfalten.

Mein Ankleideritual – mein letztes Ankleideritual – vollendete ich nach dem Essen. Vorher machte ich mir einen leichten Kaffee, goss ihn in eine Tasse Milch und tunkte ein paar duftende Kekse ein, die mir niemand anderer als meine Eltern vor Kurzem geschickt hatten. Gebacken hatte sie meine Mutter, die an der Küchenarbeit noch immer Gefallen fand. Man schmeckte die Butter heraus, die Zuckermenge war unverhältnismäßig groß, doch die Süße verführte

einen dazu, eins ums andere zu nehmen. Ich musste mich zwingen, die Dose wieder mit dem Deckel zu verschließen, als mir bewusst wurde, dass ich davon mehr als gewöhnlich gegessen hatte.

Daraufhin ging ich ins Bad zurück und nahm mir Zeit, um mir die Zähne sorgfältig zu putzen: Ich verabscheue schlechten Mundgeruch bei anderen und habe immer dafür gesorgt, dass sich niemand über den meinigen beklagen konnte. So hatte ich auch die Angewohnheit, stets eine Packung Pfefferminzpastillen bei mir zu tragen; in jeder Jacke meines Kleiderschranks bewahrte ich eine solche auf. Als ich das Tweedjackett anzog und meine Hand in die Rocktasche steckte, fand ich dort auch prompt eine vor. Durch Schütteln erhielt ich die Bestätigung, dass noch etliche Bonbons darin waren: Sicher genug, sagte ich mir, für die gesamte Dauer meines Aufenthalts bei meinen Eltern.

Nun packte ich meine Tasche, gab ein Notizheft hinein und, wie immer, ein Buch zum Studieren und eines zur Unterhaltung. Das erste war das Werk *Geschichte Europas* von Pirenne; ich las es für einen Kurs über mittelalterliche Geschichte, den ich wöchentlich für drei jüdische Mitbrüder abhielt. Mit Privatstunden verdiente ich mir meinen Lebensunterhalt, seit die Rassengesetze mich meines Lehrstuhls für moderne Geschichte an der Universität beraubt hatten, zuerst im italienischen Fiume, dann in Ungarn. Erst später würde mir die Ironie meiner Wahl bewusst werden: Das letzte Buch in meinem Besitz, das ich gelesen habe, hatte ein Geschichtspräsident während seiner Gefangenschaft im Ersten Weltkrieg geschrieben, als er den Deutschen nach ihrem Einmarsch in Belgien in die Hände gefallen war ...

Das zweite Buch war eine erlesene Edition des Romans *Der Graf von Monte Christo* von Dumas, die ich wenige Monate zuvor an einem Verkaufsstand entdeckt hatte: In Kriegszeiten stoßen die Leute nicht absolut Notwendiges schnell ab, um sich satt essen zu können. Als Junge hatte ich eine gekürzte und vereinfachte Version der Geschichte gelesen und war noch immer so beeindruckt und so neugierig auf die tatsächliche Größe von Dumas' Werk, dass ich

mich zum Kauf entschloss, auch wenn die Zeiten für nicht absolut notwendige Ausgaben eigentlich vorbei waren.

Meinem Geist haben Bücher stets Nahrung gegeben; und ich erinnere mich, dass es mir nicht schwerfiel, auf ein paar Abendessen verzichten zu müssen, um den Roman in meine Bibliothek aufzunehmen.

Wie gewöhnlich ging ich noch eine letzte Runde durchs Haus. Ich vergewisserte mich, dass ich keine Lichter brennen oder Absperrhähne offen gelassen hatte, aber auch dass keine Kleidungsstücke oder Gegenstände irgendwo liegen geblieben waren. Ich legte den Pyjama zusammen, machte das Bett, räumte den Nachttisch auf und stellte die Bücher ins Regal zurück, die ich am vergangenen Abend vor dem Zubettgehen zurate gezogen hatte. Wehmütig betrachtete ich meine Abhandlungen, die mir meinen Lehrstuhl und anschließend auch eine gewisse Berühmtheit unter den Geschichtskollegen eingebracht hatten.

Schließlich öffnete ich die Haustür – und da schlug die Angst über mir zusammen. Bis jetzt hatte ich jeden düsteren Gedanken in den hintersten Winkel meines Gehirns verbannt, indem ich mich auf meine Alltagsgewohnheiten und das Vertraute konzentriert hatte.

Nur allzu gut wusste ich, dass mein Vorhaben gefährlich war: Die Behörden hatten den Juden eine Änderung ihres Aufenthaltsorts verboten; und ich würde nun gleich in eine Zone fahren, von der es hieß, sie unterliege bereits Säuberungsaktionen. Nie hätten meine Eltern gewollt, dass ich mich dieser Gefahr aussetzte; allerdings war ich ihretwegen nach Ungarn zurückgekehrt und hatte nicht die geringste Absicht, sie allein zu lassen, am allerwenigsten bei der Feier ihrer goldenen Hochzeit.

Als ich die Tür hinter mir zuzog und den Schlüssel im Schloss umdrehte, wusste ich nicht, dass ich im Begriff stand, eine andere Welt zu betreten, auf die mich nichts hätte vorbereiten können, weder mein geschichtliches Wissen noch meine Vorstellungskraft, noch die Gerüchte über das Schicksal der vom Nationalsozialismus verschlungenen Juden.

II. IM VIEHWAGGON

AUF EINMAL IST SIE VERSCHWUNDEN. Einen Moment lang habe ich sie aus den Augen gelassen und sie dann nicht mehr gesehen. An ihrer Stelle jede Menge Köpfe, Hüte, Zöpfe, Nacken, Glatzen, Haarbüschel und Hände. Hochgestreckte Hände und über den Köpfen herumfuchtelnde Unterarme, die um ein Stück Luft kämpfen und dabei panisch auf die Gesichter der Nächsten einschlagen, wie Ertrinkende. Doch niemand weicht auch nur einen Millimeter zurück, schlichtweg, weil es nicht möglich ist: Der Viehwaggon ist über alle Maßen vollgepfert; es ist unfassbar, was für Menschenmengen die deutschen Soldaten mithilfe von Gebrüll und Stößen haben hineinstopfen können. Und dennoch wird weiterhin mit erstaunlicher Energie um jeden Handbreit Platz gekämpft: Auch nach vierstündiger Fahrt gibt es noch immer diejenigen, die wild um sich schlagen. Es ist erschreckend, was für Kräfte Verzweiflung und Angst freisetzen.

Erneut fange ich an mit meinem Blick nach dieser Frau zu suchen und mache mir meine Größe zunutze, dank derer ich mich über die anderen emporrecken kann und in den Genuss von mehr Luft und Licht komme. An ihren Namen erinnere ich mich nicht mehr; und doch sollte ich mich daran erinnern: Sie war eine meiner frühen Jugendlieben. Einige Monate lang trafen wir uns regelmäßig, bevor ich mein Heimatland verließ, um bei meinem Onkel in Fiume zu studieren. Sogar nach Italien hätte sie mir folgen wollen, obgleich sie damals nicht mehr als ein Backfisch war. Ich schrieb ihr noch ein paar Briefe, ehe ich sie in den Armen italienischer und kroatischer Mädchen vergaß.

Ausgerechnet heute habe ich sie wiedergesehen, direkt vor dem Zug inmitten all der Juden, welche die Nazis einbestellt und zum Einsteigen in die Viehwaggons gezwungen haben. Sie ist es gewesen, die mich wiedererkannt hat: die Frau, die jetzt nicht mehr viel mit dem Mädchen aus meiner Erinnerung gemein hat.

An der Seite meiner Eltern hat sie mich entdeckt und sich mir genähert. Wir haben nur wenige Worte wechseln können, ehe sie uns hineingetrieben haben. Witwe eines im Kampf für die Deutschen gegen die Sowjets gefallenen Mannes; Mutter eines zwanzigjährigen Sohnes, der im Reichsarbeitsdienst der Nazis dient. Allem Anschein nach hat sie meiner Abreise nicht lange nachgeweint.

Zwar sind wir im gleichen Waggon gelandet, aber ich habe auf meine Eltern achten müssen, und so hat sich eine Unmenge an Deportierten zwischen sie und mich gedrängt. Ich habe versucht, sie im Auge zu behalten; sie hat es mir gleichgetan und sich sogar bemüht, zu mir zu gelangen. Doch sie ist zart, jeder ihrer Versuche hat ihr Fußritze und Faustschläge eingebracht, sodass sie letztlich gezwungen war, an Ort und Stelle zu verharren. Seither haben unsere Blicke einander Gesellschaft geleistet – bis ich sie doch aus den Augen verloren habe. Meine Hauptaufgabe ist es, meinen Vater und meine Mutter gegen das Drängen der anderen Zuginsassen zu verteidigen, die Schläge abzuwehren, die sie treffen könnten, und ihnen Platz und Luft zum Atmen zu verschaffen, indem ich meinerseits die anderen stoße. Sie sind so alt und verängstigt, dass ich befürchte, sie jeden Moment zusammenbrechen zu sehen. Möglicherweise würde ich es nicht einmal bemerken, weil man hier nicht umfallen kann und sie den Großteil der Zeit mit geschlossenen Augen zubringen, wohl wissend, dass ich über sie wache.

Ich habe versucht, uns einen Weg in Richtung des einzigen Fensters im Viehwaggon zu bahnen. Fenster? Die Öffnung hoch oben in einem Winkel sollte ich wohl eher einen Luftschlitz nennen, zu dem die Leute drängen, um wenigstens kurzzeitig dem Gestank zu entgehen, der mit jedem Schienenkilometer penetranter wird. Am Bahnhof ist keine Zeit gewesen, die Toiletten aufzusuchen: Wer gebeten hat, sich entfernen zu dürfen, den haben die Deutschen besonders brutal behandelt, mit einem Ruck hochgerissen und in den Waggon geschleudert, ohne ihn auch nur sein Gepäck mitnehmen zu lassen.

Seit sich der Zug in Bewegung gesetzt hat, ist die Hitze unerträglich geworden. Wenn man im Juni hundert Leute in einem Viehwaggon zusammenpfercht, entsteht eine Schwüle, durch die man sich unmittelbar in den August versetzt fühlt. Ich hätte mir rechtzeitig mein Tweedjackett ausziehen und meine Hemdsärmel aufkrepeln sollen, jetzt ist es dafür zu spät: Für solch komplexe Tätigkeiten fehlt es an Platz. Ich betrachte das glänzende Gesicht meines Nachbarn, seine schweißgebadete Stirn sowie seine rot unterlaufenen Augen und nehme an, dass sich auch mein Aussehen nicht allzu sehr davon unterscheidet. Da schlägt mir eine üble Dunstwolke entgegen; anhand seines schuldbehafteten Blicks erkenne ich, dass sie von ihm ausgeht. Gleich darauf fühle ich, wie etwas Feuchtwarmes meine Hose an der Stelle durchnässt, an der mein Bein das seine berührt. Ich seufze.

Allerdings ist das noch nicht das Schlimmste: Durch den strengen Geruch in der Luft weiß ich, dass es auch solche gibt, die nicht einmal mehr den Stuhlgang haben zurückhalten können.

Der Boden ist rutschig geworden, trotzdem besteht keine Gefahr zu stürzen. Irgendjemand lässt fallen, dass die Deutschen den Latrineneimer in einen Winkel gestellt haben. Doch wer kann ihn überhaupt erreichen, außer den direkt Danebenstehenden? Und würden sie es dann fertigbringen, ihn vor den anderen zu benutzen? Ich könnte es nicht. Auch sind sie nicht zu beneiden, angesichts der Dämpfe, die sie ertragen müssen. Ein begehrter Platz ist hingegen jener in unmittelbarer Nähe der Luke. Der junge Mann, der darunter gelandet ist, als die Deutschen die Leute in den Viehwaggon getrieben haben, hat seinen Posten mit Zähnen und Klauen verteidigt und über zwei Stunden bei der schwierigen Aufgabe durchgehalten, sein Gesicht dem Luftschlitz zuzuwenden, gleichzeitig mit Händen und Füßen um sich zu schlagen und somit all jene fernzuhalten, die ihm seinen Platz abspenstig machen wollten. Auf Dauer hat jedoch nicht einmal seine verzweifelte Entschlossenheit ausgereicht: So wie die Frau aus meinen Jugendtagen ist auch er irgendwann verschwunden.

An seiner Stelle steht nun ein stämmiger Mann. Ich habe gesehen, wie er einen Rivalen an den Haaren gepackt, hochgerissen und dessen Kopf brutal gegen den einer anderen Person gestoßen hat. Ich glaube, dass die beiden ohnmächtig geworden sind, denn sie hängen jetzt reglos mit geschlossenen Augen da; im Übrigen scheint mindestens die Hälfte meiner Reisegefährten das Bewusstsein verloren zu haben.

Da höre ich meine Mutter schluchzen. Als ich sie ansehe, weicht sie meinem Blick aus. Nicht einmal sie hat es geschafft, sich zu beherrschen. Mein Vater ist in eine Art Apathie verfallen und hat es nicht bemerkt. Ich frage mich, wie lange ich selbst noch durchhalten werde. Vor allem aber frage ich mich, wie lange diese Reise noch dauern wird.

Unter den gegebenen Umständen weiß ich nicht, wie viele von uns das Ziel lebend erreichen werden. Gerüchten zufolge bringen sie uns in ein Arbeitslager nach Deutschland oder vielleicht an die Front, um Schützengräben gegen die Russen auszuheben. Angesichts der Art und Weise, auf die sie uns zu reisen zwingen, habe ich jedoch meine Zweifel, dass die Nazis daran interessiert sind, am Ende über einsatzfähige Arbeitskräfte zu verfügen. Wie auch immer, wenn wirklich Deutschland unser Ziel ist, müsste unsere Fahrt grob geschätzt ein paar Tage dauern. Auch weil der Zug häufig hält. Dabei ist der Waggon voll mit alten Menschen und kleinen Kindern: Ich sehe keine Möglichkeit, uns Essen und Trinken zukommen zu lassen, ein bisschen Ruhe zu finden, auf längere Sicht sogar noch Luft zu bekommen ... oder in diesem Gewühl ein Minimum an Würde zu wahren.

WENN MIR MEINE STUDENTEN gelangweilt und unaufmerksam vorkamen, erzählte ich ihnen gern die Geschichte des Schwarzen Lochs von Kalkutta. Jener Vorfall trug sich während der englischen Kolonialkriege und des Siebenjährigen Kriegs zu: Im Jahr 1756 griff ein indischer Provinzgouverneur, der Nabob von Bengalen, die Stadt an und sperrte 146 Briten, darunter auch Soldaten,

hauptsächlich aber Zivilisten, sowohl Männer als auch Frauen, in ein fensterloses Zimmer von fünfeinhalb Metern Seitenlänge. Am nächsten Morgen waren nur noch 26 am Leben ...

In unserem jetzigen Loch hier gehören meine Eltern ohne Zweifel zu den Ältesten.

„Eine schöne Art, unsere goldene Hochzeit zu feiern, findest du nicht?“, kommt es unvermittelt von meinem Vater, der urplötzlich wieder aus seiner Benommenheit erwacht ist. „Am Ende ist uns nichts anderes übrig geblieben, als die ganze jüdische Gemeinde unseres Dorfs daran teilhaben zu lassen. Und die Nazis haben uns sogar noch eine Reise geschenkt ...“ Stets hat mein alter Herr so einen feinen englischen Humor gehabt. Vielleicht, weil er ein paar Jahre in Großbritannien verbracht hat.

Doch in seiner Stimme liegt keine Ironie. Nur Bitterkeit. Und Müdigkeit. Ja, völlige Erschöpfung.

Was soll ich darauf antworten? Ich müsste ihn ablenken und alles herunterspielen; allerdings bin ich dafür nicht der Richtige, fürchte ich. Schon immer habe ich eine krankhaft niedrige Ekelschwelle gehabt; und die bloße Tatsache, dass ich zwischen Fremden eingekeilt bin, widert mich an. Tatsächlich glaube ich, dass es mir mehr zu schaffen macht als den anderen. Mit einem Schlag habe ich meinen üblichen Scharfsinn verloren. Nach Möglichkeit habe ich öffentliche Verkehrsmittel immer gemieden, eben um dem Gedränge und dem Körperkontakt zu entgehen ... Jetzt hingegen, durch eine weitere Ironie des Schicksals, finde ich mich nicht nur mitten in einen Haufen Leiber hineingequetscht, sondern bin auch gezwungen, ihre ekelhaftesten Gestankentwicklungen zu ertragen. Und schon bald wahrscheinlich auch die meinigen.

„Wenigstens sind wir zusammen“, erwidere ich schließlich, bevor mir bewusst wird, dass es genau das ist, was die beiden unter solchen Umständen vermeiden wollten.

Wie zum Beweis, dass ich einen wunden Punkt getroffen habe, geht das leise Schluchzen meiner Mutter in hemmungsloses Weinen über.

Die Nachricht meiner Eltern hatte mich gleich nach der Mitteilung der Regierung erreicht, dass Ungarn nun in fünf Zonen unterteilt und jene mit Budapest von den Umsiedlungsmaßnahmen für die Zwangsarbeit ausgenommen sei. Sie hatten mich ermahnt, vom Verlassen der Hauptstadt abzusehen, des momentan einzigen relativ sicheren Gebiets im ganzen Land. Falls man einen Ort überhaupt sicher nennen kann, an dem Juden schikaniert und regelmäßig zur Zielscheibe von Sympathisanten der Hakenkreuzler sowie manch anderem Landsmann werden, der sich unbedingt bei den deutschen Herren einschmeicheln will.

Dennoch habe ich beschlossen, den Vorschriften zu trotzen, die eine Änderung des Aufenthaltsorts verbieten. Meine Entscheidung, den gelben Judenstern nicht zu tragen, ist riskant gewesen, aber es hat funktioniert, zumindest bis zum Haus meiner Eltern. Dort habe ich feststellen müssen, dass man sie soeben zur Sammelstelle am Bahnhof beordert hatte. Ich bin sofort zu ihnen gestoßen. Mein Vater hat mich abzuweisen, ja sogar zu ignorieren versucht und hat vorgegeben, mich nicht zu kennen; niemals hätte ich aber das Herz gehabt, sie allein abfahren zu lassen. Ich habe gehofft, dass es sich wirklich um Arbeit handelt und nicht um Vernichtung, wie gemunkelt wird; doch jetzt, angesichts der Zustände während der Fahrt, hat es wohl eher Sinn zu hoffen, dass die Nazis den Krieg schneller verlieren, als sie uns umbringen können.

Denn sie werden ihn verlieren, so viel steht fest. Wenn sich Admiral Horthy derart gegen Hitlers nachdrückliche Forderungen gewehrt hat, ihm die Juden zu überantworten, dann genau deshalb, weil er weiß, dass er vor den Siegern Rechenschaft ablegen muss; und das werden nicht die Deutschen sein. Den Nachrichten zufolge, die unter den Bestinformierten kursieren, sind die Sowjets schon bis Polen vorgestoßen, während die Angloamerikaner den italienischen Stiefel heraufmarschieren. Auch ist die Rede von einer unmittelbar bevorstehenden feindlichen Landung in Frankreich. Die Deutschen sind von den Italienern im Stich gelassen worden und können ihren Verbündeten nicht mehr trauen; so ist es nicht

weiter verwunderlich, dass sie vor drei Monaten Ungarn besetzt haben, aus Angst, dessen Regierung könnte es der italienischen gleichtun.

Ein anderer Staatsmann hätte sich beeilt, um Frieden zu bitten, ehe er von jeder Seite zermalmt wird und sein Verhandlungsrecht verspielt. Nicht jedoch Hitler. Gemeinsam mit den vielen, die ihn noch immer unterstützen, verfolgt dieser Wahnsinnige stur seine Politik weiter, als ob der Krieg bis in alle Ewigkeit andauern müsste: Weder das Urteil der Geschichtsschreibung noch jenes der künftigen Sieger fürchtet er, und nicht einmal die Folgen für sein eigenes Land. Seine Reden und die Taten in seinem Namen sind nicht nur von Machtgier geprägt, sondern auch von Hass und Rassenwahn: So hat er den herkömmlichen Krieg in einen ethnischen verwandelt, die Schlachten zwischen den Armeen in Verfolgung und Vernichtung.

Ich habe diese Auswüchse seines Irrsinns gelesen, die er als junger Mann im Gefängnis niedergeschrieben hat und die in allen Ländern unter Naziherrschaft zum Bestseller geworden sind. In seinen Augen ist der Rassenkampf das Fundament für alles Übrige und der Kampf gegen den marxistischen Kommunismus eine Mission, um die natürliche Ordnung der Welt wiederherzustellen, die auf der Hierarchie der Rassen fußt: Internationalismus, Demokratie und Pazifismus sind für ihn von den Juden erfundene „Antiwerte“, die folglich vom Antlitz der Erde vertilgt werden müssen. Er und seine sogenannten Ideologen wie Rosenberg haben sich tatsächlich kulturgeschichtliche Wurzeln für ihre krankhaften Ideen zurechtgezimmert und führen sie auf Darwin, Nietzsche, Hegel und sogar auf die griechische Tragödie zurück. Dennoch beschränkt sich ihre ganze bescheidene Weltauffassung auf einen dualistischen Kampf zwischen Rassen. Ihnen zufolge ist das Grundwesen der Geschichte ein ewiges Ringen um die Macht; und für einen Kriegsheimkehrer und frustrierten Künstler wie Hitler ist es ziemlich leicht gewesen, dem verarmten, von der Wirtschaftskrise und den politischen Turbulenzen geplagten

deutschen Volk weiszumachen, dass die Ursache allen Übels eine von den Juden angezettelte Weltverschwörung sei. Eine solche Grundwahrheit bedarf keiner Erklärung, weil eine Verschwörung naturgemäß geheim ist und man sie wie ein Glaubensbekenntnis, ja wie eine Religion einfach hinnehmen muss. Um den Argwohn in Hass zu verwandeln, hat er nichts weiter tun müssen, als aus dem uralten Antisemitismus der Menschen Profit zu schlagen und als einfache, sogar vereinfachende Antworten für jene zu bieten, die nicht in der Lage sind, Probleme durch komplizierte Analysen zu lösen.

Ich weiß, dass Liebe nicht zwingend Liebe zeugt; doch Hass zeugt immer Hass. Und nichts kann die Rachsucht so schüren wie Hass und Verfolgung. Daher wage ich nicht daran zu denken, was den Deutschen zustoßen wird, wenn die Ereignisse sie zur Kapitulation zwingen. Sie haben einen Krieg gegen den Rest der Welt in Gang gesetzt, der vielleicht nie mehr erlöschen wird. Zuerst gegen Polen, dann gegen Frankreich und England, später gegen Russland und die USA, schließlich noch gegen Italien oder zumindest einen Teil desselben. Wobei all ihre Verbündeten von einst das sinkende Schiff nun zu verlassen trachten. Kann es sein, dass von den Menschen, die uns gewaltsam in den Zug getrieben haben, die unser Klagen bei jedem Halt hören und davon nicht ergriffen sind, die uns beschimpfen und demütigen, kein Einziger das erkennt? Kann es sein, dass ein Irrsinniger und Besessener ein ganzes Volk so mitgerissen und ihm das kritische Denkvermögen so weit geraubt hat, dass es sich an der Hand nehmen und weiter den Weg der Selbstzerstörung führen lässt? Und kann es sein, dass diejenigen, die noch immer überzeugt mitmachen, wie die Partei der Pfeilkreuzler in Ungarn, nicht begreifen, dass die Sowjets schon vor der Tür stehen und dass sie für die Unterstützung dieses Irrsinns teuer bezahlen werden?

ACH, DER ZUG bleibt wieder stehen. Ob wir endgültig am Ziel sind? Bei jedem Halt fragen wir es uns und blicken einander verloren in

die Augen. Ein Aufwallen von Hoffnung, aber auch von panischer Angst wegen des Schicksals, das uns erwartet. Bis jetzt ist der Zug stets weitergefahren, ohne dass sich die Türen geöffnet hätten, ohne dass uns ein kurzes Luftschnappen, ein Schluck Wasser, ein Bissen Essen oder wenigstens eine Gelegenheit zum Entleeren von Blase und Darm vergönnt worden wäre. Mittlerweile weiß ich, was ich zu tun habe. Schnell schließe ich meine Eltern in die Arme, um sie vor dem Gedränge zu schützen, das gleich nach dem Abstellen der Lokomotive ausbricht.

Jeder der Waggoninsassen versucht, sich einen Weg zum Winkel mit den gestapelten Gepäckstücken zu bahnen, zu diesem einen genehmigten Koffer pro Kopf, in dem wir unsere teuersten und unentbehrlichsten Schätze verstaut haben. In den anderen Bahnhöfen hat uns die eine oder andere Stimme jenseits der Wand zugebrüllt, Geld oder Wertsachen im Tausch gegen Wasser aus der Luke zu werfen, aber niemand hat etwas anzubieten gehabt. Sollte doch jemand etwas bei sich getragen haben, hat er dem Ganzen nicht getraut. Im Grunde ist bloß noch niemand durstig und verzweifelt genug gewesen, um auf die Erpressung einzugehen. Wenn ich die Möglichkeit hätte, würde ich zu den Koffern meiner Eltern gehen und etwas herausnehmen, um es gegen Wasser einzutauschen: Auch wenn ich bei ihren Reisevorbereitungen nicht dabei war, bin ich mir sicher, dass sie so manches Schmuckstück mitgenommen haben.

Verzweifelte Schreie hallen in meinen Ohren wider. Seit dem Anhalten des Zugs sind schon einige Minuten vergangen. Es ist klar, dass wir unser Endziel noch immer nicht erreicht haben. Auch ich selbst erwische mich beim Flehen um Hilfe, Platz und Wasser, damit ich meine Not ein klein wenig lindern kann. Vielleicht wird jemand einen Wasserschlauch durch diese verfluchte Luke stecken und es auf uns herabregnen lassen. Aber nein, das würden die Deutschen nicht erlauben. Irgendeiner in der Nähe des Luftschlitzes sagt, dass er den Namen des Bahnhofs gelesen habe; allerdings verstehe ich das Wort nicht. Jedenfalls ist es kein Name, den ich kenne. Demnach sind wir vielleicht in Polen. Unterdessen schlagen die Leute wild

um sich, stoßen, schreien, weinen und flehen um Hilfe. Von draußen kommt hingegen kein Lebenszeichen. Inmitten all der Hiebe und Stöße drücke ich meine Eltern noch enger an mich und kreuze den irr sinnigen Blick anderer Deportierter. In ihren Augen lese ich nur mehr eine vage Andeutung von Zurechnungsfähigkeit. Sie wären zu allem bereit, um aus diesem Loch zu entkommen oder um sich auch nur zu erfrischen. Ist es den Deutschen schon gelungen, uns in Bestien zu verwandeln? Reichen wenige Stunden Gefangenschaft aus, um uns gegeneinander aufzuhetzen? Und wie lange werde ich durchhalten, bevor auch ich die Beherrschung verliere? Wie lange werden meine Eltern durchhalten?

Vor der Luke sehe ich eine offensichtlich volle Flasche auftauchen. Jemand lässt sie hin und her baumeln und zeigt sie den Verzweifelten im Waggon wie eine Fata Morgana. Gerade als der stämmige Mann, der sich den privilegierten Platz verschafft hat, danach greifen will, verschwindet die Flasche wieder; stattdessen erscheint eine ausgestreckte Hand. Der Mann hat nichts anzubieten, und sein Zögern kostet ihn den Platz. Mit heftigen Schlägen treiben ihn die Umstehenden zurück; unter ihnen ist auch meine alte Flamme, die im Gedränge wieder zum Vorschein gekommen ist. Ich sehe zum Fenster hingestreckte Arme, die etwas in der Hand halten, vielleicht ist auch ihre dabei. Ein Kampf um das Besetzen der Luke bricht aus. Andere Hände ziehen an Haaren oder teilen Fausthiebe und Ohrfeigen aus, während Beleidigungen hin und her fliegen. Da sehe ich ihr dichtes, wogendes Haar, an dem von allen Seiten gezerrt wird. Keine Rücksicht auf das schöne Geschlecht. Schon sind wir keine Männer und Frauen mehr, keine Alten und Kinder, nur noch lebende Kreaturen, die bei jedem Halt weniger menschlich werden und ums nackte Überleben kämpfen.

Blut spritzt gegen die Wand unter der Luke; Köpfe sinken hinab und verschwinden im Gedränge. Am Ende auch der ihrige. Jemandem gelingt es, seine Hand durch den Luftschlitz hinauszustrecken und anzubieten, was er hat. Doch leer zieht er sie zurück. Von draußen hört man Gelächter.

Jetzt ist der Moment der Rache gekommen. Denn jener Deportierte hat sich den Platz auf Kosten anderer erobert, und wer noch zur Gegenwehr fähig ist, denkt nur daran, es ihm heimzuzahlen. *Hass gebiert Hass*. Ein Wald aus Armen schlägt über ihm zusammen. Trotzdem sind ein paar noch nicht zum Aufgeben bereit. Ein Mann hebt einen kleinen Jungen hoch, der ebenfalls seinen Arm hinausstreckt und etwas anbietet. Auch er erhält nichts. Dann gerät der Mann mitten ins Gedränge, zusammen mit dem kleinen Jungen, der im Gewühl verschwindet.

Und der Zug fährt wieder los.

Jetzt denke ich nicht mehr an das Schwarze Loch von Kalkutta. Stattdessen denke ich an die Schwarzen, welche die Sklavenhändler in Afrika einfingen, um sie nach Amerika zu bringen. Ich denke an die Laderäume der Sklavenschiffe, in denen die Gefangenen verloren und angekettet inmitten ihrer eigenen Exkreme, umgeben von Insekten und Krankheiten lagen und vom Schlaf in den Tod hinübergelitten. Ihre Peiniger brauchten sie, um sie am Sklavenmarkt zu verkaufen und aus ihrer Fahrt Profit zu schlagen; dennoch kümmerten sie sich nicht darum, sie am Leben und bei Gesundheit zu erhalten. Die Weißen kalkulierten ein, dass nur ein Teil das Ziel lebend erreichte. Nachdem sie während der Überfahrt bei den Versorgungskosten gespart hatten, machten sie durch den Verkauf der Übriggebliebenen immer noch einen beachtlichen Gewinn. Allerdings waren diese Sklavenhändler nicht von Hass, sondern *nur* von Geldgier getrieben.

Die Deutschen haben uns unserer Habe schon im Moment der Deportation beraubt: Niemand macht sich Illusionen, etwas davon wiederzusehen, sollte er je nach Hause zurückkehren. Ihre Vorgehensweise bringt ihnen jetzt keinen finanziellen Nutzen mehr. Sie dient nur der Vernichtung, die mit der Zugfahrt beginnt.

Ich blicke meinen Eltern in die Augen und erkenne, dass auch sie begriffen haben. Noch fester schließe ich sie in meine Arme, diesmal nicht, um sie zu schützen, sondern um die Augenblicke zu genießen, die mir noch mit ihnen zu leben vergönnt sind.

III. ENDSTATION AUSCHWITZ-BIRKENAU

ALS DER ZUG WIEDER ANHÄLT, herrscht im Waggon lähmende Stille, nur von leisem Wehklagen unterbrochen, von Kinderweinen, von den Litaneien der Betenden und von dem einen oder anderen verzweifelten Schrei. Allerdings wird auch das Kinderweinen immer schwächer. Bis vor wenigen Stunden haben noch einige Deportierte die Kraft gehabt, mit den Fäusten gegen die Waggonwände zu schlagen, zu brüllen, zu protestieren und um Hilfe zu rufen; jetzt hingegen gleichen wir dem Schlachtvieh, das diese Viehwaggons transportiert haben, ehe sie mit Juden vollgepfercht worden sind: In aller Stille lassen wir uns zur Schlachtbank führen.

Wenngleich ich das Zeitgefühl verloren habe, müssen seit dem Einsteigen in den Zug mindestens fünfzehn Stunden vergangen sein. Ich bin erschöpft und überrasche mich beim Beten – ich, der ich doch Atheist bin, bete, dass dies der letzte Halt sein möge, ganz gleich welches Schicksal uns erwartet. Seit geraumer Zeit hängt der Rabbiner neben mir reglos mit geschlossenen Augen da; ich bin nicht in der Lage zu erkennen, ob er lebt oder tot ist. Sein langer Bart ist mit dem Erbrochenen eines Nachbarn beschmutzt, den es durch den strengen Geruch im Waggon gewürgt hat; um ein Säubern hat sich der Rabbiner nie bemüht.

Ich selbst würde es nicht wagen, mich im Spiegel anzusehen, auch wenn ich könnte. Ich habe das Gefühl, in meinem eigenen Schweiß zu schwimmen, und habe es nicht geschafft, den Harn zurückzuhalten. Vermutlich habe ich mich an den im Viehwaggon herrschenden Gestank gewöhnt, ich rieche ihn nicht mehr. Die stickige Luft, die ich zu atmen gezwungen bin, trübt meinen Blick und lässt mich keuchen. Mit meinen tränenblinden Augen sehe ich jetzt nur noch Silhouetten um mich herum und kann nicht erkennen, ob durch die Luke Tageslicht hereinfällt oder ob es Nacht ist.

Von Zeit zu Zeit blicke ich meine Eltern forschend an, die sich schon lange nicht mehr bewegt oder miteinander geredet haben.

Sie atmen schwer, so wie übrigens alle; und das gibt mir die Gewissheit, dass sie noch am Leben sind. Was aber den Rabbiner betrifft, würde ich keine Wette darauf eingehen.

Da pfeift die Lokomotive so lange wie bisher noch nie, und ein plötzliches Getöse durchreißt die Stille. Der Boden unter unseren Füßen erbebt, was jene zusammenzucken lässt, die sich eine Weile nicht mehr gerührt haben. Nun öffnen sich die Türen, und ein grelles Licht dringt in die Finsternis; es ist allerdings nicht der Sonnenschein. Die Waggoninsassen erwachen aus ihrer Benommenheit und stoßen Schreie aus, manch einer, um einen eingedämmerten oder ohnmächtigen Verwandten zu wecken, manch anderer vor lauter Schrecken. Währenddessen bewegen sich draußen Schatten hin und her und brüllen Befehle. Anhand des Funkelns über ihren Köpfen erkenne ich, dass sie Helme tragen. Es sind Soldaten.

„Was sagen sie? Was sagen sie?“, fragen mich die Leute in meiner Nähe.

„Sie sagen, dass wir in Auschwitz II beziehungsweise Birkenau sind, also in Oberschlesien in Polen“, erkläre ich, als der Lärm und das Dröhnen im Viehwaggon so weit nachgelassen haben, dass ich etwas verstehen kann. „Es ist ein Arbeitslager, und es ist unser Bestimmungsort. Sie wollen, dass wir geordnet aus den Waggonen aussteigen und dann auf weitere Anweisungen warten.“

Schon sehe ich ihre Gesichter sich entspannen, manch einer unterdrückt sogar einen Seufzer der Erleichterung. Andere bleiben misstrauisch, so wie ich. Dennoch kann ich es mir nicht leisten, meine Zweifel meinen Eltern gegenüber durchblicken zu lassen. So rüttle ich sie wach und versichere ihnen, dass es ihnen bald wieder gutgehen werde.

„Sie haben uns gezwungen, wie Vieh zu reisen, weil sie gerade den Krieg verlieren, über zu wenig Transportmöglichkeiten und Mittel verfügen und es eilig haben ... Aber sie brauchen uns: Unsere Arbeitskraft ist wertvoll. Ihr werdet schon sehen, sie werden uns gut behandeln“, meint jemand. Ich hätte keine besseren Worte zur

Beruhigung meiner Eltern wählen können und überzeuge mich, dass sie zugehört haben.

Die Leute setzen sich in Bewegung und versuchen, ihr Gepäck zu holen. Das Unterfangen erweist sich alles andere als einfach: Der Weg ist durch reglose Leiber versperrt, die am Boden zusammensacken, sobald ihnen die dichte Menschenmenge keinen Halt mehr gibt. Als Erster fällt der Rabbiner um; jemand beugt sich zu ihm hinab, um zu sehen, ob er noch lebt. Sogleich wird auch dieser zu Boden gestoßen und von den anderen niedergetrampelt, die wie besessen auf die offene Wagenseite oder das Gepäck zustürzen und vorwärts stolpern.

Ein anderer wird hinausgedrängt und fällt scheinbar ins Nichts. Mir wird klar, dass es keine Stufen zum Aussteigen gibt: Bei meinen Eltern werde ich also aufpassen müssen, damit sie sich nichts brechen. Jetzt achte ich nicht mehr auf das Gepäck, sondern auf ihre Sicherheit. Es herrscht ein derartiges Gedränge, dass praktisch nichts mehr weitergeht, was den Zorn der Deutschen erregt, die uns zur Eile drängen. Ich sehe einen Arm ins Wageninnere greifen. Hinter diesem ein Stahlhelm mit dem SS-Zeichen und eine Maschinenpistole, dann die grimmige Miene des Soldaten, der einen am Rand stehenden alten Mann packt und ihn mit einem brutalen Ruck hinabreißt.

Schnell stelle ich mich zwischen meine Eltern und den Ausgang, um zu verhindern, dass auch sie der Ungeduld der Nazis zum Opfer fallen. Dabei habe ich selbst Probleme, mich auf den Beinen zu halten. Und das nicht nur wegen der Stöße und des Vorwärtsdrängens, der abrupten Bewegungen und der Leute, die bei mir Halt suchen. Meine Füße finden keinen festen Untergrund mehr. Mit Schrecken stelle ich fest, dass ich auf jemandem herumtrample.

Da blicke ich nach unten und erkenne das geschwollene und blutige Gesicht meiner einstigen Geliebten.

Die Bestürzung tritt hinter der Notwendigkeit zurück, meine Eltern vor diesem entsetzlichen Anblick zu bewahren. Sie haben sie gut gekannt; es könnte sie niederschmettern, die Frau derart

zugerichtet zu sehen. Um zu überleben, dürfen sie die Hoffnung nicht ganz verlieren. Doch als ich sie in eine andere Richtung schiebe, kommt mir ein weiterer Körper in die Quere. Es ist der eines kleinen Jungen: jenes Jungen, den der Vater zur Luke hochgehoben hat. Diesmal kann ich nicht verhindern, dass meine Eltern ihn sehen; ja, meine Mutter stürzt sogar auf ihn, und ich muss ihr erst wieder aufhelfen.

Sie bricht in heftiges Weinen aus, das mich paradoxerweise erleichtert: Es bedeutet, dass sie noch Lebenskraft hat.

„In nicht einmal einem Tag habe ich mehr Schrecken erlebt als während meines Diensts im Schützengraben, damals im Ersten Weltkrieg“, flüstert mein Vater mit hauchdünner Stimme, die ich ohne seine Lippenbewegungen nie als die seine wiedererkannt hätte.

„Ich wünschte, sie würden uns jetzt töten. Nun habe ich alles auf der Welt gesehen“, bringt meine Mutter mühsam hervor. „Es kommt mir gar nicht so schlimm vor, gemeinsam mit meinem Gatten an dem Tag zu sterben, an dem wir unser fünfzigstes Ehejahr vollendet haben.“

Als wir zum Gepäck gelangen, nehme ich ihre beiden Koffer. Inzwischen verlieren die Deutschen zunehmend die Geduld und zerren die Deportierten immer öfter gewaltsam ins Freie. Hastig eile ich den Meinen voraus, bis ich am Rand des Viehwaggons stehe. Ich klettere hinab und helfe ihnen beim Aussteigen. Ein Mann in einem gestreiften Anzug packt mit an und stützt meine Mutter am Arm, während ich sie am anderen halte. Aus Angst, er könnte ihr wehtun, wehre ich mich im ersten Moment dagegen; doch dann stelle ich fest, dass andere Männer wie er den älteren Leuten von den Waggons hinunterhelfen, und lasse ihn gewähren.

Nun sehe ich mich um. Ich kann nichts anderes erblicken als die Masse der Unglückseligen, die soeben aus den Viehwaggons aufgetaucht ist. Das Scheinwerferlicht lässt mich nur die unmittelbare Umgebung erkennen. Jenseits der Menschenansammlung erblicke ich weitere Schienen, dann auch einen Stacheldrahtzaun und schließlich, weiter im Hintergrund, die Umrisse einiger

Gebäude. Kaum zu glauben, dass die Gleise ausgerechnet an der Stelle enden, an der wir uns befinden. Die Deutschen haben eine Bahnstrecke angelegt oder verlängert, nur um die Leute zum Versklaven herzubringen. Ich kann mir kein abartigeres und effizienteres System vorstellen, mit dem sich die Ausbeutung eines Volks durch ein anderes so fabrikmäßig betreiben ließe.

Da erkenne ich deutsche Soldaten zwischen einer Gruppe Juden und einer anderen. Mir entgeht nicht, dass es lauter SS-Männer sind, mit den typischen Runenzeichen auf ihren Helmen und auf den Kragenspiegeln ihrer Uniformen. Sie halten Maschinenpistolen und Gewehre in den Händen und mustern die Menge, manch einer teilnahmslos, manch einer verdrossen, andere wiederum mit höhnischer oder sogar belustigter Miene. Ich sehe auch Hunde an der Leine und zweifle nicht daran, dass sie darauf abgerichtet sind, jene zu zerfleischen, die den Befehlen unserer Herren nicht gehorchen. Ihr Gebell macht einen wesentlichen Teil dieser Geräuschkulisse des Schreckens aus, die unseren Verstand benebelt und unsere Sinne trübt.

Dann werfe ich auch einen Blick ins Innere des Waggons zurück, aus dem wir gerade ausgestiegen sind. Durch das Scheinwerferlicht kann ich jetzt mehr sehen. Die Körper meiner früheren Geliebten, des kleinen Jungen und des Rabbiners sind nicht als einzige am Boden zurückgeblieben. Es sind mindestens ein Dutzend, und bei manchen knien in Tränen aufgelöste Menschen. Eine Frau stößt verzweifelte Schreie neben dem Leichnam eines Mannes aus, der ihr Gatte gewesen sein dürfte. Ein Junge schüttelt den leblosen Körper einer Frau. Nun steigt der Mann im gestreiften Anzug, der meinen Eltern geholfen hat, zusammen mit einem Gleichgekleideten in den Viehwaggon und versucht, die beiden fortzubringen, die ihre Verstorbenen beweinen. Der Junge wehrt sich; mit Gewalt schleift ihn der Mann nach draußen, während das Bürschlein um sich tritt und flucht. Die Frau hingegen lässt sich folgsam wegführen. Der Häftling an ihrer Seite erlaubt ihr noch, ihren Koffer zu holen, bevor er ihr herunterhilft.

Da halte ich ihn am Arm fest. „Das hier ist ein Arbeitslager, nicht wahr?“, frage ich ihn auf Deutsch.

„Natürlich“, antwortet er nach einem Moment des Zögerns. Er ist kein Deutscher. Sein rollendes R lässt mich vermuten, dass er Franzose ist.

„Und jene, die nicht imstande sind zu arbeiten?“, frage ich weiter und deute mit dem Kopf in Richtung meiner Eltern.

„Keine Sorge. Sie dürfen sich ausruhen und bekommen zu essen. Wenn sie sich erholt haben, können sie sich nützlich machen, da lässt sich schon etwas finden. Es gibt auch Arbeiten für Kinder und Alte ...“

In seinem Gesicht versuche ich zu lesen, ob er es aufrichtig meint; der Mann dreht sich jedoch um und geht in eine andere Richtung weg. Seine beruhigenden Worte passen schlecht zum Bild, das uns das Scheinwerferlicht grob umreißt. Der Gestank des Viehwaggons und das leise Stöhnen der Deportierten sind in dem Augenblick verschwunden, in dem wir einen Fuß aus dem Zug gesetzt haben; allerdings haben sie bloß den grellen Lichtern Platz gemacht, dem Gekläff der Hunde, dem Gebrüll der Menschen, die stets die gleichen, strikten Befehle wiederholen ... und einem seltsam süßlichen Geruch in der Luft, der mir erst jetzt auffällt. Einem Geruch, wie er mir noch nie zuvor in die Nase gestiegen ist. Ich frage mich, an was für einem Ort wir gelandet sind und was hier hergestellt wird.

Ein anderer Rabbiner aus unserem Zug nähert sich einem Soldaten und bittet ihn auf Deutsch, für das Begräbnis seines Kollegen sogleich eine würdevolle Zeremonie abhalten zu dürfen, um ihn dem Rang entsprechend bestatten zu können. Einen Moment lang starrt ihn der Soldat ungläubig an, dann bricht er in Gelächter aus und schlägt ihm mit dem Gewehrkolben mitten ins Gesicht. Rücklings stürzt der Rabbiner zu Boden.

Immer stärker zweifele ich daran, dass die Worte jenes Häftlings der Wahrheit entsprechen.

IN DER ZWISCHENZEIT drängen uns die bedrohlichen Stimmen der Soldaten wiederholt auf Deutsch, aber auch in einer Art Ungarisch unser Gepäck auf der Bahnhoftsrampe liegen zu lassen und uns in zwei Kolonnen aufzustellen, Männer nach rechts, Frauen und Kinder nach links.

Meine Mutter wird sich also von uns trennen müssen. Auch sie begreift es und sieht uns aus tränenblinden Augen mit gebrochenem Blick an.

„Ach, würden sie uns doch wenigstens die Möglichkeit lassen, zusammen zu sterben ...“, klagt sie an meinen Vater gewandt.

„Wenn sie uns trennen, dann vielleicht deshalb, weil sie Männern und Frauen andere Arbeiten zuteilen müssen. Hätten sie schändlichere Absichten, würden sie keine Unterscheidung in Hinblick auf das Geschlecht vornehmen“, greife ich ein.

Allerdings bin ich davon keineswegs überzeugt und kann auch meine Mutter nicht überzeugen, die meinen Vater und mich so in die Arme schließt, als ob sie uns ein letztes Lebewohl sagen wollte.

Ich versuche, meine Mutter in der Frauenkolonne neben uns zu erspähen. Doch die Dunkelheit, welche nur durch die Scheinwerfer ein wenig durchbrochen wird, lässt sie mich in diesem Meer von zutiefst verunsicherten weiblichen Gestalten, die in Mäntel gehüllt sind und Kopftücher tragen, nicht entdecken. Währenddessen trifft mit einem Pritschenwagen eine Gruppe Männer in gestreifter Kleidung auf der Bahnhoftsrampe ein. Sie beginnen, das hier zurückgelassene Gepäck zu verladen. Ein paar Frauen versuchen, sich den Koffern und Bündeln zu nähern, um noch etwas davon zu retten, werden aber von SS-Männern gestoppt und mit Gewehrkolben auf ihre Plätze zurückgetrieben.

Einige halten ihre Kinder im Arm, andere an der Hand, wiederum andere streicheln sie und versuchen, sie zu beruhigen. Sogar die Kleinsten scheinen sich der Gefahr bewusst zu sein, die über ihren Köpfen schwebt, und sind sonderbar still. Ist es die gespenstische Atmosphäre dieses Ortes, die schon in uns alle eingedrungen ist und uns zu Salzsäulen hat erstarren lassen?

Am Dach des Zugs steht ein Soldat und fotografiert eifrig. Es ist unfassbar, sage ich mir. Mit den Sowjets vor der Tür müssten die Deutschen darum bemüht sein, ihre Schandtaten zu vertuschen; stattdessen dokumentieren sie diese in aller Seelenruhe, als ob sie sich für unbesiegbar hielten, als ob ihr Drittes Reich dazu bestimmt wäre, bis in alle Ewigkeit fortzubestehen. Es muss das Gefühl der absoluten Unangreifbarkeit sein, das diesen krankhaften Glauben an die Überlegenheit ihrer eigenen Rasse mit sich bringt.

Mit heftigen Tritten und Stößen sorgen die SS-Männer dafür, dass wir uns in Fünferreihen aufstellen. Zusammen mit meinem Vater finde ich mich ganz weit vorn in der langen Männerkolonne wieder, die sich zwischen den beiden Gleisen neben jener der Frauen gebildet hat. Vor uns gehen zwei Gruppen von SS-Männern in Stellung, je eine für jede Kolonne; auch Häftlinge sind da, vielleicht als Dolmetscher. Da bedeutet man den Frauen an der Spitze vorzutreten.

Ich habe den Eindruck, dass dies der Moment ist, in dem sich unser Schicksal entscheidet.

Mit zugeschnürter Kehle verfolge ich das Geschehen. Wenn sie bei ihnen anfangen, wird es möglich sein, den Ablauf zu verstehen. Und meine Mutter zu sehen. Die Erste ist eine junge Frau mit einem kleinen Kind im Arm und einem etwas größeren, das an ihrem Rockzipfel hängt. Sie fragen sie etwas, und nach kurzem Zögern antwortet die Frau. Dann wird sie noch etwas gefragt, doch jetzt zeigt sich in ihrer Miene Bestürzung. Sie blickt ihre Kinder an und schüttelt ablehnend den Kopf.

Der Offizier besteht nicht darauf. Er zuckt nur mit den Schultern und weist sie in eine bestimmte Richtung, zum Bereich hinter den Gleisen. Zutiefst verunsichert zögert die Frau noch, doch ein Soldat überzeugt sie durch einen kräftigen Stoß, sich in Bewegung zu setzen.

Jetzt ist die Nächste an der Reihe. Es ist eine alte Frau, fast so alt wie meine Mutter; sie tritt zaghaft vor und blickt zu uns herüber, vielleicht auf der Suche nach einem Angehörigen, von dem sie sich

hat trennen müssen. Der Offizier fragt sie nichts. Teilnahmslos mustert er sie einen Augenblick lang, bevor er ihr deutet, sie solle die gleiche Richtung einschlagen wie die junge Frau vor ihr.

Das alte Mütterchen macht sich auf den Weg, und der Soldat fordert wiederum die Nächste zum Vortreten auf. Es ist eine junge Dame ohne Kinder. Sie dürfte etwas über zwanzig sein. Nur einen Moment länger widmet der Offizier ihr seine Aufmerksamkeit, richtet jedoch auch an sie keine Fragen; dann weist er sie in den Freiraum zwischen der Männer- und der Frauenkolonne.

Demnach, schlussfolgere ich, ist ihr ein anderes Los bestimmt als den beiden Vorangegangenen und den Kindern, welche die Erste begleitet haben.

Ich versuche zu verstehen, habe aber noch zu wenige Anhaltspunkte, um eine Theorie aufzustellen. Inzwischen schreitet die Selektion voran. Die älteren Frauen landen ausnahmslos jenseits des Gleises, die jüngeren bleiben auf der Rampe. Jene mit Kindern wiederum erleiden ein unterschiedliches Schicksal, je nachdem, ob sie sich zur Trennung von ihren Kleinen entschließen oder nicht. Wer einwilligt, bleibt zwischen den beiden Schienensträngen; wer sich an seine Kinder klammert, landet jenseits davon. Pausenlos ergeben sich Szenen, die herzerreißend enden könnten, würden die SS-Männer sie nicht schon im Keim ersticken und jede Bitte um eine Erklärung grob zum Verstummen bringen. Diese armen Mütter sind völlig im Ungewissen, welches Geschick ihre Kinder infolge ihrer Entscheidung treffen wird.

Es gibt auch junge Frauen ohne Anhang, die jenseits der Gleise landen. Ich suche nach einer Gemeinsamkeit zwischen ihnen und entdecke sie in ihrem Befinden. Eine hat schlichtweg den Verstand verloren, vielleicht während der Höllenfahrt im Zug. So wie manche hinter mir, brüllt und schreit sie mit überschlagender Stimme, seit man sie in die Kolonne gestellt hat; sie ist halbnackt, mit zerzaustem Haar und irrem Blick. Eine andere schleppt sich mit apathischer Miene völlig antriebslos weiter. Wiederum eine andere ist übergewichtig und kann sich nur mühsam fortbewegen:

Gewiss ist sie für die Art von Arbeit nicht geeignet, für die man uns hier meiner Vermutung nach einteilen wird.

Gerade bevor meine Mutter vor dem Offizier zu stehen kommt, werde ich mir bewusst, dass sich auf der Rampe die für arbeitsfähig gehaltenen Leute hinstellen, jenseits der Schienen die für arbeitsunfähig befundenen.

Nun gilt es nur noch zu verstehen, welches Los letztere erwartet.

WÄHREND DIE FRAUEN ihrem Schicksal entgegengehen, sehe ich meinen Vater sich in Bewegung setzen, so als ob er zu meiner Mutter stoßen wollte, die mit ihrer Gruppe auf ein paar Gebäude am Ende des Lagers zusteuert. Schnell halte ich ihn am Arm zurück. In seinem jetzigen Zustand könnten die Schläge eines SS-Mannes für ihn tödlich sein.

Nun scheint das Lagerpersonal mit den Neuankömmlingen behutsam umzugehen. Hilfsbereit begleiten, ermutigen und stützen einige Insassen die alten Mütterchen, denen das Gehen schwerfällt, während andere die vielen Frauen auf einen Pritschenwagen heben, die sich nach der allzu auslaugenden Fahrt wirklich nicht mehr bewegen können.

Sogar mein Vater hat offensichtlich neuen Mut gefasst. „Vielleicht sehen wir deine Mutter ja wieder ...“, murmelt er, und auch die anderen sind nun optimistischer, wie ich aus ihren Worten schließe. Gern wäre ich genauso zuversichtlich. Ich betrachte die Häftlinge, die das zurückgelassene Gepäck auf die Wagen laden, und jene, welche die Frauen nach der Selektion begleiten: Sie sind in guter Verfassung, wenn man bedenkt, dass sie sich zu Kriegszeiten in einem Lager in Frontnähe befinden. Mir erscheinen sie kräftig und wohlgenährt. Wären da nicht ihre Häftlingsanzüge und ihre fast ganz abrasierten Haare unter den Mützen, sähen sie gar nicht wie Insassen aus.

Dennoch kann ich die Art und Weise nicht vergessen, auf die uns die Nazis zu reisen gezwungen haben, und die Teilnahmslosigkeit, die sie angesichts des Todes einiger meiner Reisegefährten gezeigt

haben. Außerdem sind da noch die Schläge, denen jeder ausgesetzt worden ist, der ihren Anweisungen nicht sofort Folge geleistet hat. Und auch der fehlende Abgleich mit den Passagierlisten ... Kann es sein, dass sie sich nicht die Mühe gemacht haben zu überprüfen, wer bei der Fahrt am Leben geblieben und wer umgekommen ist? Gibt es denn hier kein Häftlingsverzeichnis?

Doch ich hüte mich davor, diese Bedenken meinem Vater gegenüber zu äußern. „Hoffen wir es“, erwidere ich bloß.

Und als die Selektion auch bei uns beginnt, klammern sich die Leute um mich herum verzweifelt an den Gedanken, dass trotz harter Bedingungen noch alles gut enden werde.

Ich beschließe, ebenfalls daran zu glauben. Auch weil es nichts gibt, was ich tun könnte, um mich meinem Schicksal zu entziehen. Tatsächlich hat keiner von uns aufbegehrt: weder als sie uns in die Viehwaggons verladen haben, noch während der Fahrt, noch als sie uns zum Aussteigen gezwungen haben. Keine Auflehnung, keine Gegenwehr, nur bittere Resignation. Ich habe versucht, meine Eltern zu beschützen, aber die anderen? Im Übrigen, was hätte ich getan, wenn sie mich ohne diese aufgegriffen hätten? Hätte ich zu flüchten versucht? Ohne Hilfsmittel? Unter dem Geschosshagel der Soldaten? So wie alle hätte ich mich wahrscheinlich trotzdem entschieden, abzuwarten und herauszufinden, wie groß meine Überlebenschancen wären, wenn ich den Nazis gehorchte.

Anscheinend folgen die Deutschen bei den Männern der gleichen Vorgehensweise wie bei den Frauen. Die Alten kommen hinter die Rampe, Erwachsene und Jugendliche zwischen die beiden Schienenstränge. Der Offizier beschränkt sich darauf, nach Alter und Beruf zu fragen, so es sich nicht um offensichtlich alte Menschen handelt; er fällt seine Entscheidung mit einem flüchtigen Blick. Die Burschen fragt er nur nach dem Alter; wenn sie jünger als vierzehn sind, schickt er sie von der Rampe weg. Etwas mehr Aufmerksamkeit schenkt er eindeutig erschöpften Männern. Bei ihnen erkundigt er sich nach dem Befinden; doch wenn er damit nicht zufrieden ist, schickt er auch sie hinter die Gleise.

„Wage ja nicht zu behaupten, dass du krank bist“, zischt mein Vater. Da wende ich mich ihm zu und kreuze seinen Blick, in dem ich einen Anflug jener alten Autorität erkenne, die mir als kleiner Junge immer eine demütige Scheu eingeflößt hat.

Er hat meine Gedanken gelesen. Tatsächlich habe ich soeben in Erwägung gezogen, mich krank zu stellen, um an seiner Seite zu bleiben.

„Vater, du brauchst mich“, wende ich ein.

„Was ich brauche, ist *dein Überleben*.“

„Dafür haben wir in keinem Fall eine Garantie“, beharre ich, in Wirklichkeit nicht allzu überzeugt.

„Wenn sie eine Trennung vornehmen zwischen jenen bei guter Gesundheit und ohne Beschwerden und jenen, die eine Last darstellen, können wir jedoch zumindest vermuten, dass erstere am Leben bleiben.“ Eine unwiderlegbare Argumentation.

Als wir an die Reihe kommen, lasse ich ihn vorgehen, um zu sehen, wo er landet. Auch wenn ich in dieser Hinsicht wenig Zweifel habe.

Der Offizier blickt ihn nicht einmal an. Es genügt ihm, aus dem Augenwinkel seinen unsicheren Gang, seinen gebeugten Oberkörper und seinen kahlen Kopf zu sehen, um den Arm zu heben und ihn von der Rampe zu weisen. Schon sind die Augen des Offiziers auf mich gerichtet. Ich bin groß und kräftig gebaut, sodass er auch mir nur ganz wenig Aufmerksamkeit widmet. Er beschränkt sich darauf zu erfragen, dass ich vierzig Jahre alt und Lehrer bin, und bestimmt mich sofort für die Rampe. So gehe ich los, ohne den Blick von meinem Vater zu lösen. Er dreht sich nicht nach mir um, nachdem er seine Gruppe erreicht hat.

Schrecklich dumm komme ich mir vor, weil ich mit meinen Eltern losgefahren bin. Ich kann nicht in ihrer Nähe bleiben, kann sie nicht mehr beschützen und habe sie sogar noch der Hoffnung beraubt, dass ihr Sohn in Sicherheit sei.

Ich selbst habe keine Kinder; doch jetzt wird mir klar, dass ich sie gern in Geborgenheit wüsste, wenn ich verurteilt wäre oder

das Leben riskierte. Mir wäre es nicht wichtig, sie in den letzten Augenblicken in meiner Nähe zu haben.

Ich habe den schlimmsten Fehler meines Lebens gemacht. Jetzt weiß ich es.

LESEPROBE

„Endstation Hoffnung“ (Il bibliotecario di Auschwitz) wird im September 2024 ausgeliefert.

Vorbestellungen können über den Verlag eingereicht werden.
www.salonliteraturverlag.de

ISBN: 978-3-947404-44-5

ca. 480 Seiten, Hardcover, Schutzumschlag, Leseband.

Vorverkaufspreis: 16,00 EUR

(regulärer Preis ab voraussichtlich Okt. 2024: 25,50 EUR)

Wir danken für Ihr Interesse!

